

# DESIGNASPEKTE VON ANDREAS KOOP

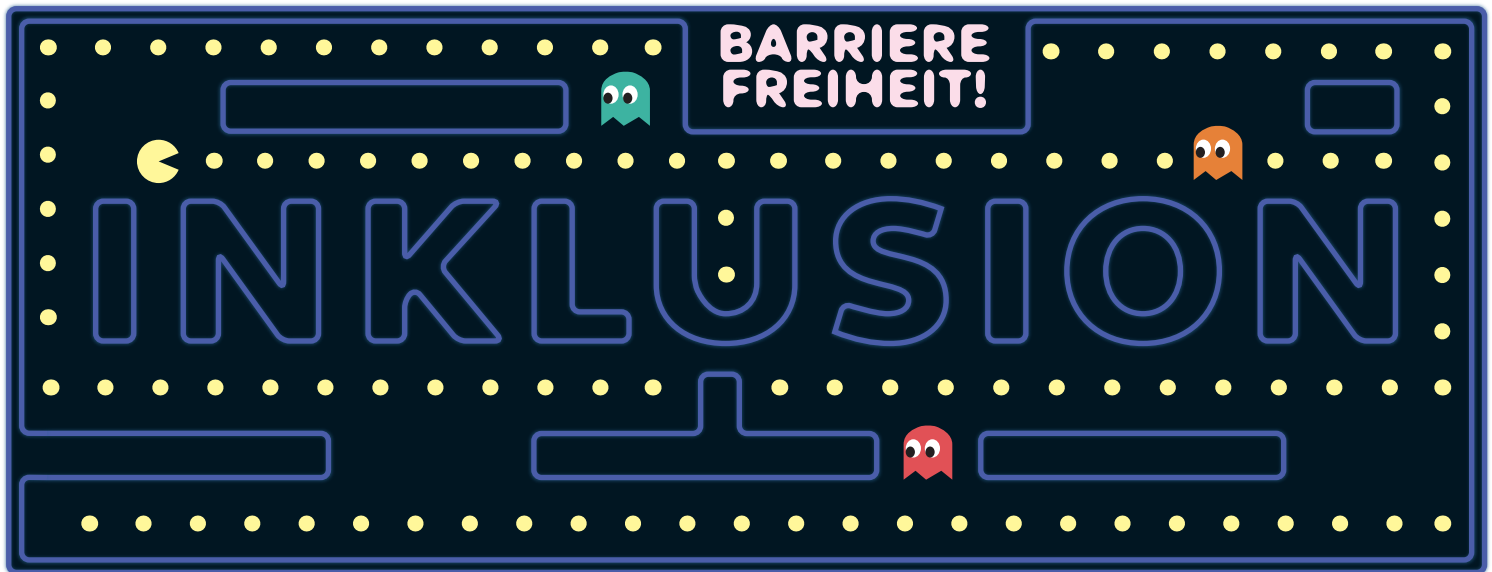


Andreas Koop

ist Grafikdesigner und führt seit 15 Jahren ein renommiertes Designbüro im Allgäu. Unter dem Begriff »oekoop« werden dort zudem ökologisch sinnvolle Gestaltungslösungen entwickelt. Nebenbei engagiert sich Andreas Koop als Dozent, Autor und in einer sich derzeit konstituierenden Designforschung.

[www.designgruppe-koop.de](http://www.designgruppe-koop.de)

## Barrierenabbaugestaltung!



**Es gibt seit kurzem eine interessante Situation: Das Thema »Barrierefreiheit« hat als »Inklusion« regelrecht Hochkonjunktur. Überall entstehen zur Zeit Aktionspläne und Strategiepapiere, es finden sich ansehnliche Förderprojekte ... Und das ist auch gut so, denn es gibt für Menschen mit Handicaps wahrlich viele Hürden und Hindernisse im Alltag. Welche, deren Beseitigung auch vielen »anderen« durchaus entgegenkäme, man denke nur an den Kinderwagen. Dass Barrieren vor allem im Kopf existieren und Menschen nicht behindert sind, sondern werden, haben als pointierte Sprüche von Behindertenbeauftragten leider einen wahren Kern. Denn sehr oft wird einfach nicht an andere Menschen und Bedürfnisse gedacht. Da momentan aber der politische Wille recht stark ausgeprägt ist, kommt dieses Thema öfter auf den Tisch – Barrierefreiheit wird spürbar häufiger angesprochen und gefordert. Die sich daran konsequenterweise aus Gestaltersicht anschließende Frage ist allerdings: Warum muss das alles nur (fast) immer so furchtbar aussehen?**

Bisher hat es anscheinend ausgereicht, überhaupt etwas zu machen. Und wer schon einmal versucht hat, einen schönen taktilen Grundrissplan auf den Untergrund oder gar in der Schrift zu bekommen, die ins gesamte Gestaltungskonzept passt, der kennt keine Langeweile mehr. Es gibt verschiedene Techniken, aus denen man wählen kann – nicht andersherum. Die vermutlich teuren Maschinen können nichts anderes und müssen sich trotzdem rechnen. War es bis vor kurzem noch so, dass eine Rampe an der Treppe oft schon gleichbedeutend mit Barrierefreiheit war, sind wir jetzt endlich einen Schritt weiter: Man denkt immer mehr auch an blinde, sehbehinderte, gehörlose oder kognitiv beeinträchtigte Menschen, an ältere Herrschaften und solche mit Migrationshintergrund. Doch dabei wird eben meist noch additiv herangegangen, also etwas zusätzlich (zum »Normalen«) gemacht und selten integrativ: dass eben die eine Anwendung so intelligent ist, verschiedene Bedürfnisse zu bedienen und Limitierungen auszugleichen. Genau an dieser Stelle verzweifelt man aber geradezu, will man das Barrieren-Reduzierende auch schön machen, es in übergreifende Systeme (insbesondere bei der Signalistik und Szenografie) integrieren und dabei den gleichen funktionalen und ästhetischen Anspruch fortführen.

Das betrifft die Dinge im Großen wie im Kleinen – um auch für Blinde und sehbehinderte Menschen Texte lesbar zu machen, müssten diese eigentlich in drei verschiedenen Formen dargestellt werden: als »normaler« Text, bestenfalls im Design des Gestaltungskonzepts, in der Braille, die aber nur

ein kleiner Teil der Blinden lesen kann, und deshalb noch in der Profil- oder Pyramidenschrift. Das ist nicht wenig, weshalb meist auf ersteres verzichtet wird, auch weil es für Braille und Profilschrift Mindestgrößen gibt, die nicht ohne sind. Die »leichte Sprache« ergibt sich dabei schon fast von selbst, da man die Textmenge auf das Allerwesentlichste reduzieren muss. Im Grunde heißt es also: Braille plus Pyramidenschrift als Schrift für alle – aber muss sie so hässlich sein? Nur weil Blinde sie eh nicht sehen? Standard ist die Arial, versal und mit einer Spationierung, die zum Weinen ist. Doch wo, wenn nicht hier, müsste man die Kompetenz des Typografen einsetzen? Aber wann genau fragt man – trotz vorherrschender Expertengläubigkeit – keinen? Genau.

Spannend zu wissen wäre doch: Wie lassen sich Proportionen finden, die sehenden und tastenden Lesern gleichermaßen entgegenkommen? Nur so könnte visuell und taktil ein entsprechendes Schriftbild oder analog eine »Schriftlandschaft« entstehen. Es ist bemerkenswert, denn dafür gibt es noch nicht einmal die Begriffe! Wie eben für diese »Typografie-Topografie«-Aspekte. Themen wie Lesbarkeit, Ökonomie im Platzbedarf (die in diesem Fall eher vom Finger bestimmt wird), Gedanken zu Darstellungsformen, die verschiedene Bedürfnisse vereinen können – dann aber auch umsetzbar sind und die technischen Möglichkeiten nutzbar werden lassen. Oder wie man gleich mit unterschiedlichen Textmengen umgehen könnte, im Sinne von Kurz- und Langfassungen: Mancher, der nicht unbedingt schlecht sehen muss, wäre in einer Ausstellung manchmal froh, die wesentlichen Aussagen knapp und verständlich vorzufinden.

Doch nochmals zurück zum Ausgangspunkt: Muss man sich bei der Gestaltung weniger Mühe geben, weil sie »nur« für Behinderte ist? Also einfach größer schreiben, schwarz auf weiß und fertig? Man sträubt sich, das so zu schreiben, aber de facto scheint es oft genau so zu sein. Beispielsweise bei Illustrationen für eine »leichte Sprache«. In diesem Bereich fragt man sich erneut: Wieso müssen die so furchtbar aussehen? Warum muss (scheinbar) »leicht« gleich wirken wie ein Clipart? Die beste Absicht wird bei umso anspruchsvolleren Aufgaben ja nicht zwingend zur besten Lösung! Dass die verantwortlichen Stellen nicht an die Möglichkeiten von Design, die Kompetenz von Designern denken, darf man ihnen kaum übel nehmen. Allzu häufig begegnet man den (zu oft berechtigten) Sprüchen: Wenn etwas gut aussieht und nicht funktioniert, ist es Design. Vermutlich müssten wir gefühlte oder echte Barrieren im Designverständnis zuerst abbauen. Und das wird am besten klappen, wenn wir uns anbieten, einbringen und mit besseren Ergebnissen überzeugen. Alle überzeugen – also exklusiv und neuerdings inklusiv.